

Die Leichtathletik-Weltmeisterschaften in Berlin haben begonnen. Der Sport fasziniert, weil er nicht die Höchstleistung, sondern die begrenzten Kräfte des Körpers in den Mittelpunkt stellt.

Die Stärke des Unvermögens

Von Gerd Held

Eine Zahl kann viel bedeuten. Für mich waren einmal 1,50 m so ein Markstein. Als junger Leichtathlet habe ich sie erstmals im Frühjahr 1968 beim Deutschen Turnfest in Berlin übersprungen. Keine überragende Leistung. Doch für mich bedeutete es damals viel, dass ich – ganz ohne Hilfsmittel - über meine eigene Schulterhöhe springen konnte. Auch ein Erstaunen war dabei. Natürlich hatte ich eine Sprungtechnik und trainierte fleißig. Aber der Sprung über diese Höhe hatte etwas Unerhörtes. Der Absprung war besser getroffen. Der Rhythmus im Sprung passte, mit den kleinen Verzögerungen und Beschleunigungen an der richtigen Stelle. Dann blickte ich schon zurück auf die Latte, die mir von ihrer regungslosen Höhe mein neues Maß bestätigte. Im Grunde war „Leichtathletik“ insgesamt eine erstaunliche Welt: die Aschenbahn, die Spikes, die Sprunggruben, die Eisenkugel zum Kugelstoßen, der Rasen, das Vereinstrikot – bis heute stehen die Farben, Gerüche, Geräusche und die Aufhängebolzen der Hochsprungständer übergroß vor mir. Eine gewisse Strenge lag über allem. Das war kein Kinderspiel mehr, hier regierte auch nicht das pädagogische Schonklima des Schulsports. Das Ganze hatte etwas Erwachsenen. Die Gewichte und Maße wollten ernst genommen werden, und sie nahmen mich ernst. Im Sommer des gleichen Jahres siegte Dick Fosbury aus den USA bei den Olympischen Spielen in Mexiko mit einer neuen Sprungtechnik. Im Herbst begannen wir mit dem „Fosbury-Flop“. Dabei dreht sich der Springer rückwärts über die Latte. Die Herrschaft der „visible hand“ war noch geringer, jeder Sprung ein kleiner Blind-

flug. Der Bewegungsrhythmus wurde noch wichtiger. Anfang 1969 sprang ich in der Dortmunder Westfalenhalle über 1,78 m. Es war ein unglaublicher, ein unheimlicher Abend. Mit jeder neuen Höhe verschob sich meine Welt. Am Ende hatte ich meine Körpergröße erheblich übersprungen. Meine weitere Athletenlaufbahn ist nicht der Rede wert, aber darauf kommt es nicht an. Im Grunde war schon in den 1,50 m das Faszinierende der Leichtathletik enthalten. Viele Menschen können Ähnliches erzählen, auch von ganz anderen Sportarten.

In Berlin beginnen die Weltmeisterschaften der Leichtathletik. Die besten Athleten der Welt treffen sich zu einem Kräftemessen. Millionen Menschen werden, zumindest für ein paar Minuten, hinschauen. Worin besteht eigentlich das Faszinierende? Gewiss stehen zunächst die Höchstleistungen und großen Sieger im Vordergrund. Die Skeptiker wiederum sehen nur auf das Doping und die Manipulation. So kann insgesamt der Eindruck entstehen, hier ginge es um höchste Perfektion mit dem Einsatz aller Mittel. Ein Triumph der Machbarkeit und der Inszenierungskunst. Ist damit das Besondere der Leichtathletik wirklich getroffen? Regiert im Sport nur die instrumentelle Vernunft, die Suche nach dem besten Mittel zum Zweck? An dieser Stelle müssten wir eigentlich stutzen, denn dann wäre im technischen Zeitalter die Leichtathletik eine ganz unvernünftige Veranstaltung. Wenn ich schnell vorwärts kommen will, nehme ich das Auto. Hoch hinaus komme ich mit dem Fahrstuhl, und was kann man - seit der Erfindung der Feuerwaffen – mit Speer, Diskus und Kugel ausrichten? Auch als Schauspiel

kann ein Stabhochsprung mit den „special effects“ im Kino nicht mithalten. Die Bewegungen des Sports haben im Maschinenzeitalter etwas Anachronistisches, besonders eine so elementare Sportart wie die Leichtathletik. Unsere Begeisterung für den Sport muss einen anderen Kern haben.

Im Zentrum des Sports steht der menschliche Körper. Er mag besonders groß und stark sein, wissenschaftlich trainiert und ernährt – im Grunde steht er recht einsam da, ohne Motoren und Maschinen, ohne Rüstung. Jeder Leichtathlet kennt, wenn er zu einer Übung antritt, das Ritual der Entblößung, dieser Reduktion aufs Elementare. Daran ändern auch High-Tech-Spikes nichts. Die List der Vernunft, mit der der Mensch die äußeren Naturkräfte für sich arbeiten lässt, ist hier weitgehend ausgeschaltet. Sie ist verpönt. Vor Jahrzehnten kam einmal beim Hochsprung der „Katapultschuh“ auf. Er wurde schnell als sportfremd verbannt. Die neue Fosbury-Sprungtechnik hingegen wurde akzeptiert, weil sie die Rolle des Körpers nicht herabsetzte. Die äußeren Bedingungen werden in der Leichtathletik hart definiert. Uhren, Strecken und Gewichte sind exakt bemessen und unverrückbar. Die Geometrie einer Arena ist karg. Aber das Geschehen in ihr ist es nicht. Denn der Erfolg ist nicht planbar. Im Leistungssport geben oft kleine Unterschiede in der Bewegung den Ausschlag. Ein Absprung muss „getroffen“ werden, eine richtige Schulterposition muss „gefunden“ werden, ein Rhythmus muss „stimmen“. Alles zusammen lässt sich nicht mit Willen und Bewusstsein steuern. Der Athlet hat „Versuche“, um eine Höhe zu meistern. Ein Rekord beruht auf einem glücklichen Zusammentreffen der verschiedensten Elemente. Es ist ein Gelingen, kein Machen. Deshalb gehört zum Sport das Staunen - auch das eigene Staunen des Athleten, wenn er sich sein Ergebnis noch einmal vor Augen führt. Deshalb gibt es hier große Glücksgefühle. Weniger glückliche oder ganz unglückliche Momente gibt es auch. Die Arena ist ein Ort, wo auch das Tragische und das

Komische immer gegenwärtig sind. So stellt der Sport, wie kaum eine andere Seite unserer Kultur, die Grenzen des Menschen in den Vordergrund. Am Ende bleibt immer eine Höhe, die unüberwindbar war. Eine Zeit oder eine Weite, die unerreichbar war. Das gilt für ein Bezirkssportfest ebenso wie für die Weltmeisterschaften. Der Frankfurter Philosoph Martin Seel nennt den Sport eine „Zeilebation des Unvermögens“.

Wenn der Sport die Endlichkeit der Menschen zur Geltung bringt, so macht er das auf eine überaus aktive Weise. Aufs Körperliche reduziert, dürfen die Athleten ihre Muskeln, Knochen, Lungen extrem in die Übung werfen. Sie dürfen über die Laufbahn trommeln, sich mit voller Wucht abstemmen, das Gerät stoßen, schleudern, peitschen. Sie leben eine recht gewaltsame vita activa. Hier ergibt sich das rechte Maß nicht aus ängstlicher Selbstbeobachtung, sondern man stößt gerade durch seine Aktivität auf seine Grenzen. Die Demut des Menschen gegenüber der Schöpfung muss nicht durch Verzicht oder passives Herumsitzen zur Geltung gebracht werden. Es herrscht keine biedere Enthaltensamkeit, keine reine Beschaulichkeit, kein muffiges Pfarrhaus. Auch ist nichts Nostalgisches an dieser Bewegungskultur. Sie pflegt keine rohe, urtümliche Naturverbundenheit. Die Leichtathletik hat so elementare Bewegungen wie das Laufen, Springen und Werfen auf Äußerste verfeinert und dynamisiert. Sie ist eine moderne Kulturleistung, eine erstaunliche Entdeckung mitten im Industriezeitalter. Der Sport wurde im 19. Jahrhundert nicht fernab der modernen Zivilisation geboren, sondern mitten in der damals führenden Nation England. Hier wurde – mitten in den rationalisierten Arbeitsbewegungen - ein Raum mit neuen Freiheitsgraden entdeckt. Im physischen Kräftemessen bleibt der menschliche Körper immer zweiter Sieger, aber er bleibt kein Knecht, sondern kann sich selbst behaupten. Im Antagonismus des Sports wurde eine kulturelle Möglichkeit entdeckt, die aus dem Entweder-Oder von Macht und Ohnmacht herausführt.

Weil im Sport das Entweder-Oder gemäßigt wird, wird hier auch der Kampf der Menschen untereinander in Grenzen gehalten. Der Wettkampf hat nicht die Vernichtung des Gegners zum Ziel. Ein 100 Meter-Lauf ist kein Kampf auf Leben und Tod. Wer im Vorlauf ausscheidet, kann doch beim nächsten Mal wieder neu anfangen. Vor allem aber hat der Sport eine eigene soziale Tugend erfunden: die Fairness. Fairness erfordert nicht, dass die Athleten in ihren Körpereigenschaften und Talenten genau gleich sind. Auch nicht, dass sie im Wettkampf eine besonders enge Verständigung suchen. Wenn wir auf ein Leichtathletik-Meeting schauen, ist das eine merkwürdige Versammlung von Menschen, die wenig reden und doch – selbst unter extremer Anstrengung – sorgfältig miteinander umgehen. Als unsichtbares Band, das sie zusammenhält, genügt der Sportsgeist.

Nun werden genau die Eigenschaften, die den Sport auszeichnen, in unserer Epoche auf eine ganz neue Weise wichtig. Die Schlüsselerfahrung unserer Zeit ist, dass der Machtentfaltung des Menschen Grenzen gesetzt sind. Grenzen des Wohlstands, auch Grenzen des Wissens und der Machbarkeit. Aber wir tun uns schwer, aus dieser Erfahrung eine kulturelle Schlussfolgerung zu ziehen. Konsumratschläge, Aufrufe zur Enthaltensamkeit und das Beschwören von „Wissen“ bilden zusammen noch keine lebensfähige und lebenswerte Kultur. Hier bietet der Sport ein interessantes Modell – weil er eine starke Abrüstung des Menschen mit starker Aktivität verbindet. Weil er Risiken zulässt und Fairness erfordert. Diese Tugend der Unvollkommenheit ist nicht auf dem Rückzug. In den Straßen und Parks unserer Großstädte geht es heute viel sportlicher zu als vor 40 Jahren. Auch ist es kein Zufall, dass die erfolgreichsten Projekte gegen Jugendgewalt Sportprojekte sind. Als allgemeines Kulturmodell wird der Sport jedoch kaum angesehen. Er ist eine schöne Nebensache, aber seine Bedeutung für die Verfassung unseres Landes ist noch nicht erkannt. Dass der Sport seine größte Zeit noch vor sich hat, können wir

uns nicht vorstellen – bei der Leichtathletik schon gar nicht.

Doping ist in aller Munde. Bei diesem Thema melden sich auch alle diejenigen zu Wort, die eigentlich mit dem Sport nichts am Hut haben. Wo die Unsportlichen die Dopingdebatte beherrschen, wird gerne vorschnell das Doping zum Sieger erklärt. Dabei wird übersehen, dass der Sport im Grunde immun gegen Doping ist, weil er auf einem ganz anderen Prinzip aufbaut und seine Faszination aus der Unvollkommenheit der Athleten gewinnt. Man kann mit Doping alle möglichen Leistungen herbeiführen, vielleicht sogar genetische Supermensen züchten. Aber das ist nur ein Sieg der chemischen Substanz. Man kann solche Zombies im Zirkus oder auf Jahrmärkten vorführen. Es mag ihnen ein Unterhaltungswert zukommen, den man (mit Schaudern) bestaunen kann. Wenn sie sich jedoch als Sportler verkleiden, versuchen sie, vom ehrlichen Wettkampf des Sports zu zehren. Insofern sitzt der Sport am längeren Hebel – auch wenn der Kampf gegen Doping viel Aufwand und lange Ausdauer erfordert.

Wir müssen mit allen möglichen Fremdbesetzungen des Sports rechnen. Regime schmücken sich mit Sportserfolgen. Andere wollen mit dem Sport ihre Technologie-Führerschaft beweisen. Dagegen gibt es ein gutes Mittel: die Besinnung auf den eigenen Kern des Sports. Dabei fällt die Antwort auf die Frage, worin dieser Kern besteht, nicht immer leicht. Heute besteht die schwierigste Aufgabe wohl darin, den Sport vom Schauspiel zu unterscheiden. In der Eventgesellschaft, in der wir leben, wird alles den Gesetzen der großen Inszenierung unterworfen. Das „Drumherum“ ist bei den Sportereignissen immens gewachsen. Alle möglichen Bilder werden in den Stadien projiziert, Lieder gespielt, Geschichten erzählt. Stadionsprecher und Reporter texten das Publikum mit Statistiken und Lebensläufen zu. Im Studio fragt man den Athleten nach seiner Lebensführung, seiner Psychologie, seinen familiären Verhältnissen. Hingegen erfährt

man wenig vom Ablauf des Wettkampfs, von dem Augenblick eines Sprungs oder Wurfs. Man merkt vielen Kommentatoren an, dass sie zur Sportart selbst kaum ein Verhältnis haben. So verdrängt das Drumherum der Inszenierung den eigentlichen Sport. Dessen Kern, die Situation des physischen Wettkampfes, ist oft gar nicht mehr deutlich unterscheidbar. Showelemente wie der Starkult, die Animation des Publikums oder die Modellierung der Körper mit Frisur und Tätowierung haben sich sehr weit mit dem Sport vermischt.

Zu den Eigenarten der Leichtathletik gehört, dass hier die Intensität des Sports in sehr kleinen Momenten liegt, die von der Tribüne kaum wahrgenommen werden können. Ein gelungener Spielzug im Fußball ist in allen seinen Stationen viel sichtbarer, als es der Bewegungsablauf bei einem Rekordsprung ist. Der Zuschauer muss sich im Grunde an die Vorbereitung und an das Resultat halten, das Dazwischen bleibt unzugänglich. Gerade in diesem „Dazwischen“ liegt jedoch das sportlich Entscheidende. Das macht die Leichtathletik zu einer schwierigen Publikumsveranstaltung. Darunter leidet sie. Auch die

Weltmeisterschaft in Berlin wird nicht so stark ins öffentliche Bewusstsein kommen, wie das bei der Fußballweltmeisterschaft der Fall war. Dennoch gibt es Möglichkeiten, die Faszination der Leichtathletik erfahrbar zu machen. Eine ist die Fotografie. Denn die Fotografie kann jene kleinen Augenblicke festhalten, in denen ein Geschehen mit all seinen Zufälligkeiten sich gleichsam „einbrennt“, wie Walter Benjamin es ausgedrückt hat. Die Fotografie muss nicht auf das fertige Resultat eines Sprungs oder Laufs warten, sie kann das Dazwischen erfassen – insbesondere auch bei der Leichtathletik. So sind Fotografie und Sport gute Verbündete. Sie können dazu erziehen, den eigenen Kern des Sports wieder in den Blick zu nehmen und sich nicht von sportfremden Inszenierungen ablenken zu lassen. Es war eine gute Idee, in Berlin „Unter den Linden“ aus Anlass der Weltmeisterschaften leichtathletische Wettkampffotos in Großformat auszustellen. Man braucht sich nur in zwei, drei Bildern einmal wirklich zu vertiefen und wird dann auch die Wettkämpfe der kommenden Tage besser sehen.

(Manuskript vom 13.8.2009, erschienen als Essay in der Tageszeitung „Die Welt“ vom 19.8.2009)